

Durch den von den HerausgeberInnen nicht thematisierten Verzicht auf eine gemeinsame Begriffsdefinition der titelgebenden „Diplomatie“ verliert der Tagungsband in seinem epochenübergreifenden Ansatz leider etwas an analytischer Schärfe, wenn Begriffe wie „Diplomatie“, „Internationale Beziehungen“, „Außenbeziehungen“ und „Außenpolitik“, hinter denen jeweils eigene, teilweise epochenspezifische Forschungskonzepte stehen, scheinbar synonym verwendet werden. Anregend macht den Band insbesondere die Verknüpfung geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen mit verschiedenen anderen Analysekatgorien und Forschungsansätzen. Die weitgehende Konzentration auf die Beteiligung von Frauen an diplomatischen Kontakten, die nachvollziehbar dem Ansatz des Berner Forschungsprojekts folgt, lässt indes aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive eine Reihe von Desideraten offen. Insbesondere erscheint es für zukünftige Forschungen wünschenswert, männliche Akteure nicht nur als vergleichende Ergänzung zu Frauen in die Analyse einzubeziehen, sondern auch deren Geschlechtlichkeit und die Konstruktion von Männlichkeiten zum Gegenstand der Untersuchung zu machen, damit Männer in einer solchen Geschlechtergeschichte der Diplomatie nicht unbeabsichtigt als vermeintlich ungeschlechtliche Norm reproduziert werden. Welches Potential dann in der Analysekatgorie Geschlecht liegt, wird bereits in jenen Beiträgen des Tagungsbandes deutlich, in denen die Relationalität von Geschlecht durch den Einbezug weiblicher, männlicher und von der geltenden Norm abweichender Geschlechterrollen und -konstruktionen herausgearbeitet wird.

Francisca Hoyer, Berlin, und Dorothea Nolde, Wien

Julia Paulus, Eva-Maria Silies u. Kerstin Wolff Hg., **Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Neue Perspektiven auf die Bundesrepublik** (= Geschichte und Geschlechter 62), Frankfurt a. M.: Campus Verlag 2012, 336 S., EUR 39,90, ISBN 978-3-593-39742-9, E-Book EAN 978-3-593-41828-5.

Das doppelte Ziel der Tagung, die 2010 unter dem Titel „Teilhabe oder Ausgrenzung“ stattfand, war es, aktuelle geschlechterhistorische Forschungsbefunde zur Bundesrepublik Deutschland zusammenzuführen sowie rezente Deutungen, wie sie die Entwicklung Westdeutschlands vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis 1989 zu fassen suchen, auf deren Tragfähigkeit für geschlechtergeschichtliche Fragestellungen hin zu prüfen. Die Beiträge der Tagung liegen nun in dem von Julia Paulus, Eva-Maria Silies und Kerstin Wolff herausgegebenen Band „Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Neue Perspektiven auf die Bundesrepublik“ vor.

13 Beiträge sind zu fünf thematischen Blöcken geordnet; neben „Nachkrieg und Geschlechterordnung“ sind dies „Segregierte Berufswelten“, „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“, „Sexualitäten und Körper“ sowie „Partizipation und Protest“. Gerahmt werden die Blöcke von einer umfassenden Einleitung sowie vier Kommentaren, welche

die theoretische Bedeutung der vorliegenden Befunde vertieft reflektieren. Der Sammelband zeigt, wie gängige zeithistorische Interpretationsmuster der bundesrepublikanischen Nachkriegsgeschichte – namentlich „Westernisierung“, „Liberalisierung“, „Strukturbruch“, „Generationalität“ oder „Erfolgsgeschichte“ – aus geschlechtertheoretischer Perspektive relativiert und bezüglich ihrer Reichweite zurückgebunden werden müssen. So wird die Geschichte der BRD vielfach als Erfolgsgeschichte erzählt, die einem Fortschrittsnarrativ folgt, wobei beispielsweise der Deutungsbegriff der „Liberalisierung“ auf zunehmende Demokratie und die Vervielfältigung von Werten, Lebensweisen und Vorstellungen verweist; wird hier jedoch eine geschlechtertheoretische Linse scharf gestellt, geraten „nachhaltig strukturkonservative Elemente“ (19) in den Blick.

Im ersten Teil des Bandes, „Nachkrieg und Geschlechterordnung“, zeigt Lu Seegers anhand von lebensgeschichtlichen Interviews, dass sich kriegsbedingte Vaterlosigkeit nicht nur auf die emotionale Lage und die Lebensentwürfe von Jungen und Männern auswirkte, worauf bislang vor allem fokussiert wurde. Sie habe strukturierend auch die Erfahrungen von Töchtern beeinflusst, indem gerade diese sich – verstärkt durch die vorherrschenden und beharrenden zeitgenössischen Geschlechterdiskurse – bis in die späten 1960er Jahre stark an die verwitwete Mutter gebunden fühlten. Die These von sich in der Nachkriegszeit zunehmend pluralisierenden Lebensentwürfen müsse daher, so Seegers, differenziert werden. Die Beiträge von Angela Pitzschke zur Politik der SPD-Frauen hinsichtlich der Umsetzung des Gleichheitsgrundsatzes des Grundgesetzes und von Irene Stoehr über die westdeutsche Frauenfriedensbewegung der 1950er Jahre befassen sich mit dem Ringen nach veränderten Geschlechterbeziehungen auf politischer Ebene. Auch sie beleuchten das ambivalente Nebeneinander von sozialem Wandel und der Beharrungskraft patriarchaler Geschlechterentwürfe, wie es Kirsten Heinsohn in ihrem Kommentar am Ende dieses Themenblocks griffig auf den Punkt bringt.

Der zweite Teil des Bandes ist unter dem Titel „Segregierte Berufswelten“ berufspolitischen Handlungsfeldern gewidmet. Christine von Oertzen verweist auf Kontinuitäten der akademischen Frauenbewegung in ihrem Kampf gegen die Benachteiligung von Frauen an Hochschulen bis in die 1980er Jahre und liefert damit einen Beleg gegen die These eines „allumfassenden Strukturbruchs“ (118) in den 1970er Jahren. Noch stärker betont Julia Paulus das „Moment der ungebrochenen Kontinuität von Geschlecht“ (143) in ihrem Beitrag, der aufzeigt, wie das fachliche Berufsbildungssystem – als zentrales Scharnier zwischen Ausbildung und Arbeitsmarkt – zu einem hochgradig geschlechtersegregierten Arbeitsmarkt beitrug. Gleichwohl war das Bild komplex, was Christiane Eifert am Beispiel der 1954 gegründeten Vereinigung von Unternehmerinnen deutlich macht. So beschreibt sie die Familienunternehmerin, die sich zu bürgerlichen Geschlechternormen bekennt, diese jedoch gleichzeitig auch durch aktives wirtschaftliches Handeln in Frage stellt, als eine der „Paradoxien der Moderne“ (159). Schließlich verweist denn auch Mechthild Bereswill in ihrem Kommentar, ähnlich wie Heinsohn, auf die Notwendig-

keit, dass es die „paradoxen und unintendierten Effekte und die wechselseitigen Dynamiken der Beharrlichkeit und des Wandels“ (165) in den Blick zu nehmen gelte.

Der dritte Teil des Bandes thematisiert die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Sarah Summers analysiert in ihrem Text die rund zehnjährige Debatte vor der Einführung des Erziehungsgeldes 1986. Die Autorin legt dar, wie familienpolitische Diskurse den Anschein weckten, reform- und gleichstellungsorientiert auf Vereinbarkeitsprobleme von Beruf und Familie einzugehen, faktisch jedoch das dominante Haupternährermodell eine Fortsetzung erfuhr. Mit der Bildungspolitik der 1950er bis 1970er Jahre um die Einführung von Ganztageschulen setzt sich Monika Mattes auseinander. Lange zur Kompensation von Betreuungsdefiziten konzipiert, etablierten sich Ganztageschulen in der Diskussion ab den 1960er Jahren als Instrumente zur Ausschöpfung von Bildungspotentialen und zur Herstellung von Chancengleichheit für Kinder. Argumente zur Förderung der Gleichstellung von Frauen und Männern am Arbeitsmarkt mittels Ganztageschulen blieben demgegenüber marginal.

Der vierte Teil des Sammelbandes untersucht die sich im Kontext der 1960er und 1970er Jahre verändernden Erfahrungen von Körperlichkeit und Sexualität. Eva-Maria Silies beschreibt die „ambivalente Erfolgsgeschichte“ (223) des hormonellen Verhütungsmittels der „Pille“, indem sie ihre Verwobenheit in zeitgenössische Diskurse zum Gegenstand der Betrachtung macht. Benno Gammerl vergleicht die Artikulation von geschlechtlichen Identitäten in zwischenfraulichen und zwischenmännlichen Kontaktanzeigen, zum Beispiel in der lesbisch-feministischen Zeitschrift „Courage“. Er analysiert, ob und auf welche Art und Weise in den Anzeigen die heteronormative bipolare Geschlechterordnung unterwandert oder bekräftigt wurde. Im Kontext machtvoller heteronormativer Strukturen stellt er zugespitzt fest, dass „die Männer es bei der Multiplizierung möglicher Geschlechtlichkeiten bewenden lassen konnten“, während die untersuchten Frauen den „schwierigeren Weg der Problematisierung ihrer geschlechtlichen und sexuellen Identität zu gehen“ hatten (242). In seinem Kommentar unterstreicht Peter-Paul Bänziger die Bedeutung der in den Beiträgen konstatierten Ambivalenzen, die er als „Zeichen eines Neuarrangements von Körper- und Selbstverhältnissen“ interpretiert (254).

Die drei letzten Beiträge des Bandes beschäftigen sich mit der Neuen Frauenbewegung in der BRD und fragen, inwiefern deren Geschichte an die These des Strukturbruchs geknüpft werden kann. Kerstin Wolff beleuchtet anhand von Texten der feministischen Journalistin und Publizistin Erika Wisselinck (1926–2001), wie diese die Aktionsphasen der „alten“ und der „neuen“ Frauenbewegung zueinander in Bezug setzte. Wolff kommt zum Schluss, dass für die 1970er Jahre weniger von einem Bruch respektive einem Neubeginn der Frauenbewegung zu sprechen sei, sondern eher von einer Vervollständigung und einem Anknüpfen an linke, radikale Traditionslinien, die bei der Neuformierung der bürgerlichen Frauenbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg nicht zu finden waren. Elisabeth Zellmer relativiert ebenfalls das Deutungsmuster des Strukturbruchs. Am Beispiel von München stellt sie das zeitgeschichtliche Narrativ

auf den Prüfstand, dass soziale Bewegungen – so auch der Feminismus – eine moderne, liberale und demokratische Gesellschaft geformt hätten. Sie arbeitet heraus, dass diese Feministinnen zum einen als „Thematisierungsagentinnen“ (295) bezeichnet werden können, denen es gelang, Benachteiligungen zu skandalisieren und Themen öffentlich zur Debatte zu stellen. Zum anderen schlägt sie vor, die Neue Frauenbewegung als „Spiegel eines längerfristigen Werte- und Mentalitätswandels“ (295) zu sehen, an dem sich die Aktivistinnen beteiligten und ihn dadurch dynamisierten. Die Themen der Neuen Frauenbewegung in ihrer Frühphase untersucht zuletzt Imke Schmincke. Sie verdeutlicht, wie der feministische Befreiungsdiskurs die weibliche Selbstbestimmung über den eigenen Körper und die Sexualität zum Ausgangspunkt seiner Patriarchatskritik nahm. Kommentierend hält Kristina Schulz fest, dass den 1970er Jahren mit Blick auf die Neue Frauenbewegung durchaus Zäsurcharakter zuzusprechen sei – so traten beispielsweise neue Akteurinnen mit bisher nicht gekannten Protestformen auf den Plan. Dennoch werde diese Zeit nicht von einem Strukturbruch markiert, konnte doch kein Umbruch der Geschlechterverhältnisse der bürgerlichen Moderne erzielt werden.

Dem Sammelband kommt das äußerst anregende Verdienst zu, eine breite Vielfalt aktueller geschlechtergeschichtlicher Forschungsergebnisse zu präsentieren und damit ein empirisch fundiertes und analytisch überzeugendes Angebot zu machen, von welchen Ausgangspunkten aus künftig historische Narrative und Deutungsmuster entwickelt werden könnten. Deren Ziel muss es sein, dies machen die versammelten Beiträge deutlich, komplexe Realitäten in ihrer Vielschichtigkeit und Ambivalenz zu fassen. Gerade durch eine geschlechtergeschichtliche Herangehensweise, die immer auch die Frage nach Machtverhältnissen stellt, erhalten Letztere spezifische Bedeutung und Konturen.

Tanja Rietmann, Bern

